



Martinskirchgässli 4 in Endingen am Kaiserstuhl

Ein geretteter Abbruchkandidat und seine Aussagen zur Stadtgeschichte

Das gut funktionierende Zusammenspiel aller Beteiligten – Bauherr, Stadt, Architekt, Bau- und Bodendenmalpflege – sicherte den Fortbestand eines Gebäudes. Während der Restaurierungsarbeiten wurde ein reicher Schatz an historischen Quellen geborgen, der im folgenden Beitrag aus dem Blickwinkel der Denkmalpflege und des Architekten dokumentiert wird.

Rolf Brinkmann / Bertram Jenisch / Susanna Schönecker

Eine Bauanfrage und ihre Folgen

Im Rahmen eines Ortstermines in Endingen am Kaiserstuhl, Landkreis Emmendingen, wurde die zuständige Gebietskonservatorin mit der Bauvoranfrage „Abbruch des Wohngebäudes mit Scheune und Neubau von zwei Häusern mit Stellplätzen“ konfrontiert. Das in sich geschlossene Anwesen liegt hinter der Wallfahrtskirche St. Martin im so genannten Martinskirchgässli (Abb. 1). Das Grundstück ist mit Wohnhaus, Scheune und einem kleinen Schopf bebaut und von der Gasse durch einen Torbogen, datiert 1570, zu erreichen. Während des Ortstermins wurde deutlich, dass die Erben das Anwesen, das

als Kulturdenkmal eingestuft ist, verkaufen wollten. Wegen angeblicher Bauauffälligkeit fanden sich jedoch zunächst keine Kaufinteressenten. Daher sollte an einen Investor verkauft werden, der nach Abbruch der bestehenden Gebäude das Grundstück mit einem Eigentumswohnkomplex bebauen wollte.

Nach einer ersten Objektbegehung wurde ein Listentext entworfen, der die Sachgesamtheit nach §2 DSchG als aussagekräftiges Dokument für das vorwiegend ländlich bestimmte Endingen im 16. und 17. Jahrhundert beschrieb und auch – basierend auf der dendrochronologischen Untersuchung – von einem spätmittelalterlichen Kern des Wohnhauses des 15. Jahrhunderts ausgeht.



1 Stadtzentrum von Endingen. Das Haus Martinskirchgässli 4 ist mit einem Pfeil markiert.



wurde. Die Lösungsvorschläge des Architekten, die sich eng am Bestand orientierten, waren die Grundlage einer Planung, bei der denkmalpflegerische Belange weitgehend berücksichtigt werden konnten. Am 18.11.1998 konnte die denkmalschutzrechtliche Genehmigung für die Sicherungs- und Erhaltungsarbeiten an dem Objekt erteilt werden, welche die Grundlage der Planung und des Zuschussantrages bildete. Das Anwesen erhielt somit eine Chance, „weiter zu leben“. Durch die umsichtige Vorgehensweise bei Planung und Durchführung der Baumaßnahme, in enger Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt, ergaben sich über die Erhaltung des Gebäudes hinaus tiefe Einblicke in die Siedlungsgeschichte des Platzes. In 14-monatiger Bauzeit wurden die Gebäude in ihrer Gesamtheit unter größtmöglicher Erhaltung der historischen Sub-

2 Vom Martinskirchgässli betritt man durch einen Torbogen das Anwesen. Aufnahme von 1968 mit ursprünglicher Erschließung der Nachbarbebauung.

Die Bauvoranfrage wurde von Seiten der Denkmalpflege abgelehnt. Mehrere Gespräche mit den Eigentümern, der Erbgemeinschaft, folgten. Ziel der Denkmalpflege war es, zu diesem Zeitpunkt einen Käufer für den Gebäudekomplex zu finden, der ihn erhalten wollte. Die denkmalgeschützte Sachgesamtheit erhielt schließlich von seinen Eigentümern eine bedingte Chance: Binnen einer Frist von acht Wochen sollte ein Käufer gefunden werden. Mit der Unterstützung der Stadt Endingen fanden sich im allerletzten Augenblick mit einer ortsansässigen Familie Kaufinteressenten, die bereit waren, die historischen Gebäude zu erwerben, um sie behutsam zu sanieren. Im Rahmen eines Vermittlungsgespräches zwischen den Eigentümern, den potentiellen Käufern, dem Bürgermeister und der Denkmalpflege wurde eine für alle Beteiligten einvernehmliche Lösung gefunden.



Die neue Bauherrschaft beauftragte einen mit Altbausaniierungen erfahrenen Architekten mit der Planung. Grundlage für das Sanierungs- und Nutzungskonzept, das die denkmalpflegerischen Belange berücksichtigte, war zunächst eine Bauaufnahme (Genauigkeitsstufe III) mit Schadensbildkartierung. Nutzungsüberlegungen wurden von Seiten der Bauherren angestellt, die sich in Gesprächen mit der Denkmalpflege zu einem denkmalverträglichen Konzept entwickelten. Anhand gelungener Beispiele restaurierter historischer Gebäude konnte durch den Architekten das Vorurteil widerlegt werden, dass gewisse Abstriche an moderne Wohnkultur das Leben in alten Häusern unzumutbar mache. Für den Eigentümer bedeutete dies Flexibilität bei der Erarbeitung des Nutzungskonzepts, Kompromissfähigkeit und die Bereitschaft, ein höheres finanzielles Engagement zu wagen, das durch eine Förderung seitens der Denkmalpflege abgefördert

stanz stabilisiert, repariert und saniert. Bemerkenswert ist dabei, dass der Architekt zugleich die Bauforschung übernahm. Er stand nicht nur in ständigem Kontakt mit der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der Archäologie des Mittelalters, sondern beteiligte sich am Erforschen und Erkunden der historischen Substanz durch Beobachtungen, dokumentierte diese baubegleitend und setzte sie in einen geschichtlichen Zusammenhang.

3 Martinskirchgässli 4. Hofseitige Fassade vor der Renovierung.

Ein weiterer glücklicher Umstand war ab 1999 die Bestandserhebung zur Erstellung des Archäologischen Stadtkatasters der Stadt Endingen am Kaiserstuhl. Dadurch konnte eine ganzheitliche Betrachtungsweise des Objektes auch innerhalb der Denkmalpflege ins Auge gefasst werden. Funde, die der Architekt sicherstellte, und solche, die bei einer erforderlichen Sondagegrabung geborgen wurden, erweiterten die Erkenntnisse,

welche im Rahmen der Arbeit des Archäologischen Stadtkatasters durch Aktenstudium zu Tage kamen. Die Siedlungsgeschichte der Stadt Edingen bzw. der Region kann dadurch, in mehrere Zeitphasen gegliedert, am Objekt Martinskirchgässli 4 abgelesen werden.

Statt Abriss und Neubebauung mit Eigentumswohnungen Erhaltung eines Ackerbürgerhauses aus dem 16. Jahrhundert

Bestandsbeschreibung aus der Sicht des Architekten, Stand Januar 1998

Vom Martinskirchgässli her betritt man durch einen Torbogen, zwischen zwei Nachbargebäuden hindurch, den nordöstlichen Hofraum des Anwesens, der auf den Seiten durch eine hohe Mauer und eine neuzeitliche Garage abgeschlossen ist (Abb. 2). Im Südwesten wird der Hofraum durch das Wohngebäude mit der rechtwinklig zu seiner Traufe angeordneten Scheune begrenzt. Das zweigeschossige Wohnhaus mit Satteldach ist traufständig, die Scheune zeigt über massivem Untergeschoss im Ober- und Dachgeschoss giebelständiges Sichtfachwerk und ein Krüppelwalmdach. Unmittelbar an den südöstlichen Wohnhausgiebel ist ein Nachbargebäude angebaut. Im Keller- und Erdgeschoss erstrecken sich Teile des Wohnhauses in dieses Gebäude hinein, Folge der immer wieder erfolgten Erbteilungen, die auch zu der heute vorherrschenden Kleinteiligkeit der Parzellen geführt haben. Die nordwestliche Scheunenwand ist durch einen schmalen Schlupf vom

Nachbargebäude getrennt. Während sich an die Rückseite der Scheune ein mauerumschlossener kleiner Hof anschließt, ist die südwestliche Rückseite des Wohnhauses bis dicht an die Nachbargrenze gerückt.

Die Fenster- und Türöffnungen in den Trauffassaden sind unregelmäßig in Form und Verteilung (Abb. 3). Dies und der Grundriss des Hauses deuten auf bauliche Veränderungen in der Vergangenheit hin. Eine der beiden unmittelbar nebeneinander liegenden Haustüren führt in der Nordostecke des Hauses in das Erdgeschoss, während man durch die andere Tür über eine Treppe direkt in das Obergeschoss gelangt. Vom Hausflur im Erdgeschoss führt eine mit einer Falltür abgedeckte Holzterasse in den balkenüberdeckten, hohen, winkelförmigen Keller. Wo die Winkelteile des Kellers aneinander grenzen, trägt ein Unterzug einen Teil der Kellerdeckenbalken. Der Unterzug ist gebrochen und hat sich mehr als einen halben Meter gesenkt. Notstützen halten ihn und die Deckenbalken. In der Ostecke des Kellers fällt eine rundbogige Tür mit einer Rahmung aus Basaltbuckelquadern auf, die einfache, winkelförmige Steinmetzzeichen aufweisen (Abb. 4). Eine nischenförmige Abmauerung, die in den Keller des Nachbargebäudes hineinreicht, begrenzt diesen ehemaligen Kellerausgang. Form und Gestaltung der Rundbogentür verweisen das zugehörige Kellermauerwerk in das Mittelalter. Im Keller fanden sich als Unterbau eines Fasslagers Basis, Kämpfer und Schlussstein eines gefasten Sandsteingewändes, das zur alten Stalltür von 1570 gehörte.

Der Grundriss des Erdgeschosses weist zum Hof hin Stube und Kammer auf. Beide Räume bildeten ursprünglich eine große Stube mit einheitlicher Bohlenbalkendecke. Vom Hausflur führt ein abknickender Gang auf die Küche in der Südecke des Hauses zu und erschließt auch eine neben der Küche liegende Kammer. Die Küchentür ist an ihrer heutigen Stelle nicht ursprünglich. Hier, im Zentrum des Hauses, befand sich ehemals die Herdstelle mit offenem Rauchabzug. Der derzeitige Küchenzugang entstand erst während einer jüngeren Umbauphase. Ursprünglich befand er sich in der südöstlichen Giebelwand des Hauses, die seit 1763 durch das angebaute Nachbargebäude verstellt ist. Der Rauch vom Küchenherd, vom Kachelofen in der Stube und vom außen angebauten Backofen zieht aber nach wie vor in den alten Rauchabzug.

Eine Haustür führt unmittelbar vom Hof in das Obergeschoss. Beim Umbau des ursprünglich von nur einer Großfamilie bewohnten Hauses zu einem Zweifamilienhaus (abgetrennte Altenteilwohnung?) wurde Anfang des 19. Jahrhunderts dieser neue Zugang eingebaut. Die Wohnung im



4 Rundbogige Tür in der Ostecke des Kellers.



5 Scheune vor der Renovierung.

Obergeschoss besteht zur Hofseite aus Stube und Treppenflur, in dem eine kleine Küche eingerichtet ist. Von dieser führt eine steile Treppe in den Dachspeicher. Rückseitig liegen eine weitere Kammer und ein Speicherraum.

Das Dachgeschoss ist, entsprechend der Zweiteilung des Hauses, durch lehmverputzte Fachwerkwand zwischenwände aufgeteilt. Tür- und Fensteröffnungen im Südostgiebel weisen auch hier auf die frühere Erschließung des Hauses von diesem ehemals freistehenden Giebel aus hin. Die im Speicherraum abgestellten großen Truhen und Mehlkästen, die wegen ihrer Größe nicht über die heutige, schmale Speichertreppe transportiert werden konnten, bestätigen diese Beobachtung zusätzlich. Der Dachstuhl ist mit stehendem Stuhl abgezimmert mit teilweise verblatteten Verbindungen.

An das traufständige Wohnhaus ist auf der Nordwestseite die giebelständige Scheune angebaut (Abb. 5). Das massive Erdgeschoss der quer etwa mittig geteilten Scheune enthält Einfahrt, Tenne und Stall, darüber im Ober- und Dachgeschoss liegen die Bergeräume für Heu und Stroh. Der Dachstuhl mit beidseitigem Krüppelwalm ist als stehender Stuhl abgezimmert. Am Gefüge der Holzkonstruktion des Ober- und Dachgeschosses lässt sich erkennen, dass das Gebäude in seiner Längsausdehnung ursprünglich nur etwa die Hälfte der heutigen Größe besaß.

Im Hof, angelehnt an die nordwestliche Hofmauer, steht ein kleiner sehr baufälliger Schopf

mit Kniestock und Pulldach, der 1867 errichtet wurde. Schweineställe und der Trockenabort sind hier eingebaut. Ein weiterer, 1883 an die südwestliche Giebelwand der Scheune angebaute Schopf ist abgebrochen.

Die Erhaltung und Revitalisierung des Anwesens – das neue Nutzungskonzept

Ein zentrales Problem war die neue Erschließung der Gebäude. Die getrennte Zugänglichkeit der beiden Geschosse des Wohnhauses, die sich herausgebildet hatte, verlangte nach einer Änderung. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Zugangs von der Südostseite schied aus, weil dieser heute zugebaut ist. Der Einbau eines den Bauvorschriften entsprechenden, neuen Treppenhauses im Bereich der vorhandenen engen Flure und schmalen Treppen, das alle Geschosse gleichermaßen erschließen konnte, hätte einen erheblichen Eingriff in die Substanz bedeutet und die vorhandene Raumaufteilung verändert. Es bot sich daher an, den angrenzenden Tennenbereich mit dem Scheunentor als neuen Eingang des Hauses zu nutzen und die Treppenanlage hier einzubauen. Diese Lösung konnte die Eingriffe in die vorhandene Bausubstanz von Wohnhaus und Scheune gering halten. Es war lediglich notwendig die bereits gestörte Balkenlage über der Tenne zu entfernen sowie je einen Wanddurchbruch im Bereich des Ober- und Dachgeschosses des Wohnhauses herzustellen.

Die unveränderte Nutzung des Haupthauses zu Wohnzwecken stand von Anfang an fest, während sich die Suche nach einer sinnvollen Verwendung für die Scheune als schwierig erwies. Ihren ursprünglichen Zweck als Ökonomiegebäude hatte sie verloren. Ungenutzt konnte sie aus wirtschaftlichen Erwägungen nicht bleiben. Die nach dem Einbau des Treppenhauses verbliebenen Restflächen in der Scheune erstreckten sich über drei Ebenen. Zu ihrer Erschließung wurde im ehemaligen Stall in der Nordecke ein kleines Treppenhaus eingefügt, das man durch die alte Stallaußentür betritt. Im Erdgeschoss ist jetzt eine kleine Einliegerwohnung eingebaut, die sich nach Südosten mit einem kleinen Wintergarten zum Garten öffnet. Im Ober- und Dachgeschoss der Scheune, erreichbar auch aus der Wohnung im alten Wohnhaus über den neuen Treppeneinbau, sind unter Beibehaltung des alten Scheunengerüsts die Räume für eine Theateragentur eingebaut.

Durch den Einbau eines neuen, vom Treppenhaus erschlossenen Kellerraumes unter die Scheunentenne, der ohne Eingriff in das Baugesfüge möglich war, konnte die Heizungsanlage außerhalb des Wohnhauses eingebaut werden. Die gesamte

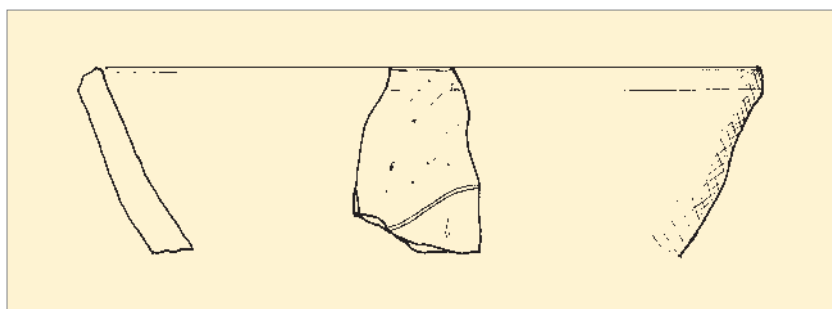


6 Sekundär vermauer-tes Schränkchen in der Stube.

historische Kellerdecke mit ihren Verformungen konnte so vollständig unverändert bleiben. Im Wohnhaus wurden die Einbauten des 19. und 20. Jahrhunderts, die einem zeitgemäßen Raumkonzept entgegenstanden, entfernt. Dabei ist u.a. die große Stube im Erdgeschoss in ihren ursprünglichen Ausmaßen wieder entstanden, mit Bohlenbalkendecke und mit den Wandtäfern. Auch das kleine Wandschränkchen, das zur Ausstattung dieser Stube gehört hatte, fand hier wieder seinen Platz, ebenso der Kachelofen vom Anfang des 20. Jahrhunderts (Abb. 6).

Im Obergeschoss zeichnet sich durch den Ausbau der nicht mehr notwendigen Treppe und der Kücheneinrichtung – beides Einbauten des frühen 19. Jahrhunderts – die ursprüngliche Stube wieder ab. Dort haben sich Reste einer Innenbemalung der Gefache erhalten. Im Obergeschoss waren nur wenige Eingriffe in die historische Substanz erforderlich: Die Raumschalen von Decken und Wänden und die Holzfußböden wurden ausgebessert und nach Farbbefund gefasst, die alten Zimmertüren und die Lamperien wurden repariert und konnten weitgehend erhalten werden. Der Sanitärbereich im Ober- bzw. Dachgeschoss konnte so in den Bestand eingefügt werden, dass keine originale Bausubstanz aufgegeben werden musste. Der restauratorische Farbbefund am Giebelfachwerk der Scheune war bestimmend für die farbliche Gestaltung des Gebäudekomplexes. Die größten Schwierigkeiten bei den Sanierungsarbeiten bereitete das Wohnhausdach. Die Dachkonstruktion im Westteil des Hauses wies stärkste Schäden auf. Durch frühere unsachgemäße Eingriffe in das konstruktive Gefüge des Dachverbandes waren starke Senkungen und Verschiebungen aufgetreten, durch die die Verbindungen zwischen Sparren, Pfetten und Kehlgebälk gelöst waren. Unter anderem war, um Platz zu gewinnen, beim Einbau der Treppe zum Obergeschoss im frühen 19. Jahrhundert die halbe Giebelwand des Wohnhauses ausgebaut worden. Undichtigkeiten der vielfach geflickten Dachdeckung hatten zu Zerstörungen mehrerer Knotenpunkte zwischen Pfetten und Pfosten geführt. Überall waren Notabstützungen vorgenommen worden, die zu unkontrollierten Lastabtragungen geführt hatten, mit erheblicher Beein-

7 Schale der späten Merowingerzeit.



trächtigung der Standfestigkeit. Der akut ein-sturzgefährdete, mit Zugankern provisorisch gesicherte, südwestliche Scheunengiebel aus Bruchsteinmauerwerk musste abgetragen und wieder aufgebaut werden. Eine Ursache für die starke Außenneigung des Giebels waren Setzungen der Wand, die in einem verfüllten Keller eines Vorgängerbaus gegründet war (s.u.). Bei der Instandsetzung der Dächer konnten die Dachverbandshölzer vorwiegend erhalten werden. Nur gänzlich zerstörte Teile wurden ersetzt. Die alte Biberschwanzdeckung konnte wieder verwendet werden.

In etwas mehr als einem Jahr wurden die bereits aufgegebenen Gebäude in ihrer Gesamtheit als Zeugnis ackerbürgerlicher Kultur unter weitestgehender Wahrung der historischen Substanz erhalten. Grundlage des Revitalisierungsprozesses, der die denkmalpflegerischen Belange berücksichtigte, waren eine verformungsgerechte Bauaufnahme mit Schadenserfassung, baubegleitende archäologische und bauhistorische Beobachtungen und eine dendrochronologische Altersbestimmung einzelner Gebäudebereiche. Diese Ergebnisse lassen sich miteinander verknüpfen und ermöglichen einen siedlungsgeschichtlichen Abriss des Hauses Martinskirchgässli 4 sowie seiner Parzelle im Kontext mit der Stadtgeschichte.

Chronologischer Abriss der Besiedlungs- und Baugeschichte

Lage innerhalb der Stadt

Das Anwesen Martinskirchgässli 4 liegt im Südwesten der Endinger Altstadt am südlichen Rand eines sanft vom Gewann Burg zum Marktplatz von Endingen abfallenden Lössrückens. Das Quartier wird im Norden von einer Geländekante begrenzt, an der sich die Parzellengrenzen orientieren, und fällt nach Süden zum Ostal stark ab. Offenbar handelt es sich bei dem im Osten vom Martinskirchgässli und im Westen von einer weiteren Gasse begrenzten Baublock um eine ehemalige Großparzelle.

Erste Besiedlungsspuren in der späten Merowingerzeit

Das Gebiet liegt inmitten eines Areals, das durch eine Schenkung Kaiser Ottos I. im Jahr 969 an das Kloster Einsiedeln gelangte. Diese Schenkung schloss auch die Martinskirche mit ein, von der das uns interessierende Grundstück nur etwa 40 m entfernt liegt. Ein nur 120 m westlich der Kirche lokalisiertes merowingerzeitliches Gräberfeld des 7. Jahrhunderts legt allerdings ein höheres Alter dieser frühmittelalterlichen Siedlung nahe. Bei der Sondage im Hofbereich des Grundstücks wurde der Rand einer Schale der „Rau-

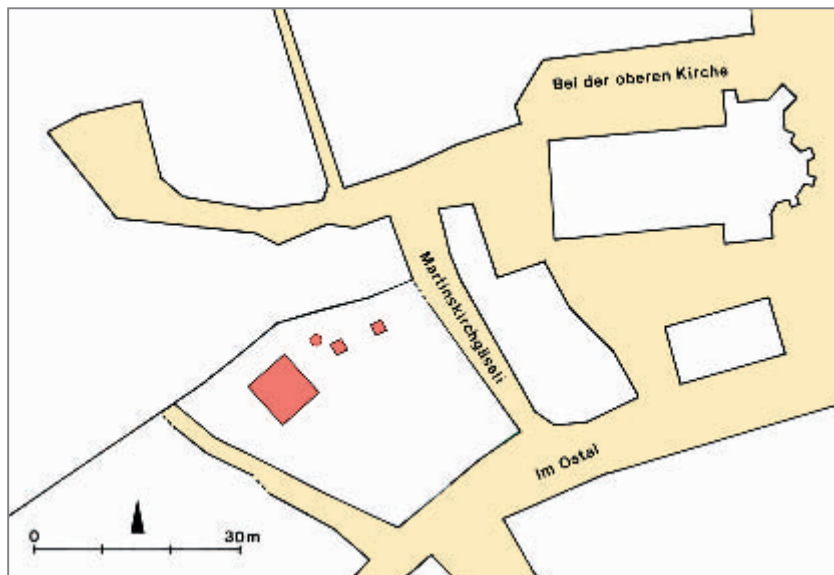
wandigen Ware“ geborgen, der mit einem Wellenband verziert ist. Das ohne Befundzusammenhang geborgene Keramikfragment des 7. Jahrhunderts ist der erste archäologische Beleg für diese aus Schriftzeugnissen nachgewiesene Siedlung (Abb. 7).

Im 12. Jahrhundert erste Baubefunde

Etwa 6 m von der nördlichen Gebäudeecke des Wohnhauses wurde bei der archäologischen Sondage eine etwa quadratische Latrinengrube 2 mit einer Seitenlänge von ca. 2,5 m freigelegt (Abb. 8). Sie enthielt Tierknochen, die als Speiseabfälle zu werten sind, und Keramikbruchstücke der „Nachgedrehten Ware“ des 12. Jahrhunderts. In diese Besiedlungsphase gehört vermutlich auch die fundleere Grube 3 im Bereich der späteren Parzellenmauer. Die Anlage von Latrinengruben ist ein Indiz für die Urbanisierung, da diese Entsorgungseinrichtungen in ländlichen Siedlungen nicht üblich waren. Dennoch ist nicht klar, ob die Befunde mit dem ersten erfassten Wohnbau zu verknüpfen sind, sie könnten auch zu einem noch nicht erkannten älteren Gebäude gehört haben.

Mittelalterlicher Steinbau

Das älteste nachweisbare Gebäude auf der Parzelle wurde im Zuge der Bauarbeiten im Bereich der Scheune erkannt (Abb. 8 u. 9). Der südöstliche Teil der Scheune überlagerte einen mit Bauschutt verfüllten, 1,8 bis 2 m tiefen Keller. Seine lagig vermörtelte, 0,65 m starke Bruchsteinmauer war gegen den anstehenden Löss gesetzt. Er bildete offenbar ursprünglich eine Einheit mit dem nordwestlichen Teil des bestehenden Kellers, der erkennbar in mehreren Bauphasen entstand und den gleichen Mauerverband aufweist. An der Nordostecke des ursprünglichen Kellers zeichnet sich in der heutigen Kellerwand durch eine Baunaht und einen Rundbogenansatz der ehemalige ca. 1,4 m breite Zugang ab. Er entspricht in seiner Größe der im heutigen Keller bestehenden Kellertür an der Nordostecke. Der voll unterkellerte Bau, der sich darüber erhob, war annähernd quadratisch mit einer Seitenlänge von etwa 6,5 m. Über das Aufgehende lassen sich keine gesicherten Aussagen treffen, außer dass das stattliche Gebäude wahrscheinlich eine Dachdeckung aus Mönch- und Nonnen-Ziegeln besaß. Dies ist aus Funden in der Kellerverfüllung zu schließen (s.u.). Die Bauzeit dieses im rückwärtigen Teil einer Großparzelle errichteten, von Südosten erschlossenen Hauses ist nicht zu ermitteln, es bestand wohl schon im 13. Jahrhundert. Zu dieser Phase gehört vermutlich die im Hofbereich erfasste Grube 1, die durch Keramikbruchstücke in das 14. Jahrhundert datiert. Die

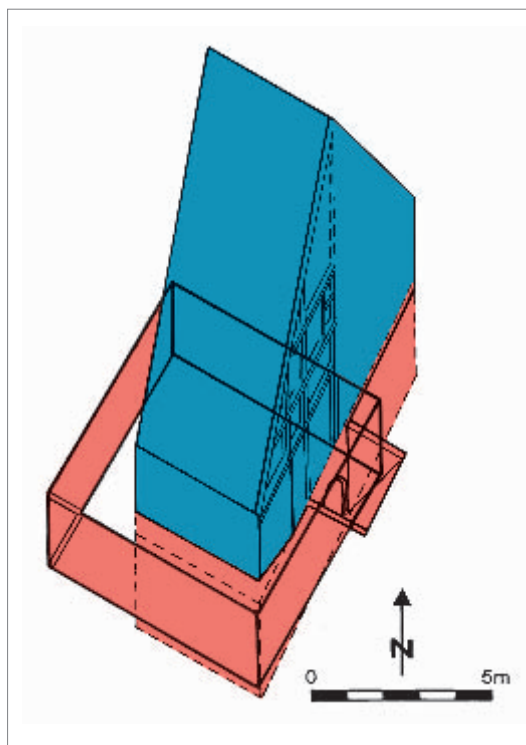


Grube enthält ferner ein Firstziegelfragment, das denen aus der Kellerverfüllung (s.u.) entspricht.

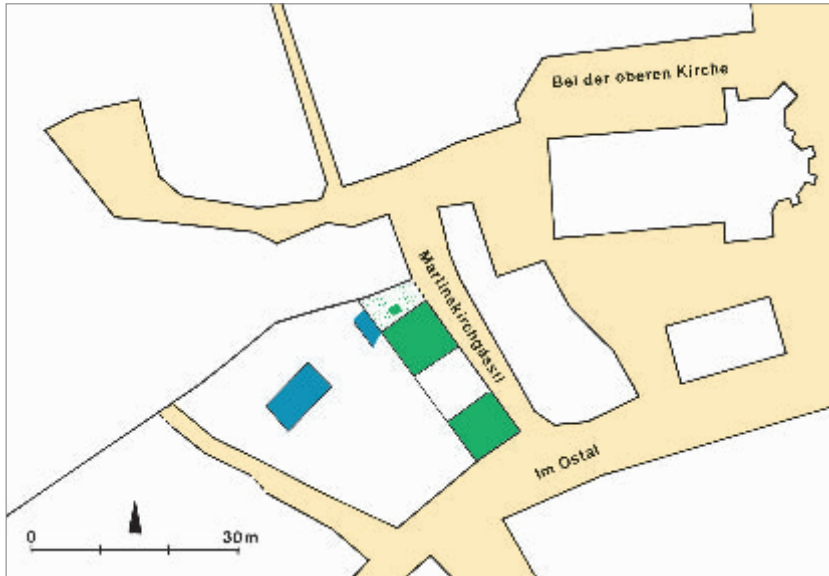
Neubau um 1432 (d)

Im frühen 15. Jahrhundert wurde das Anwesen nachhaltig umstrukturiert. Der erste Bau wurde ohne ersichtlichen Grund systematisch abgetragen und an seiner Stelle entstand nach einem Niveaueinbau ein kleiner dimensioniertes, rechteckiges Gebäude (Abb. 9). Der asymmetrische Grundriss setzt im Südwesten und Südosten auf der Wand des zum Teil weiter genutzten Kellers auf, während die Nordwestwand den alten Keller teilte. Das nun außen liegende Drittel des alten Kellers wurde mit Bauschutt, in erster Linie Bruchstücken von Mönch- und Nonnen-Ziegeln sowie Mörtelbrocken verfüllt. Offenbar wurden ledig-

8 Archäologisch erfasste Baustrukturen des 12. bis 14. Jahrhunderts innerhalb einer Großparzelle.

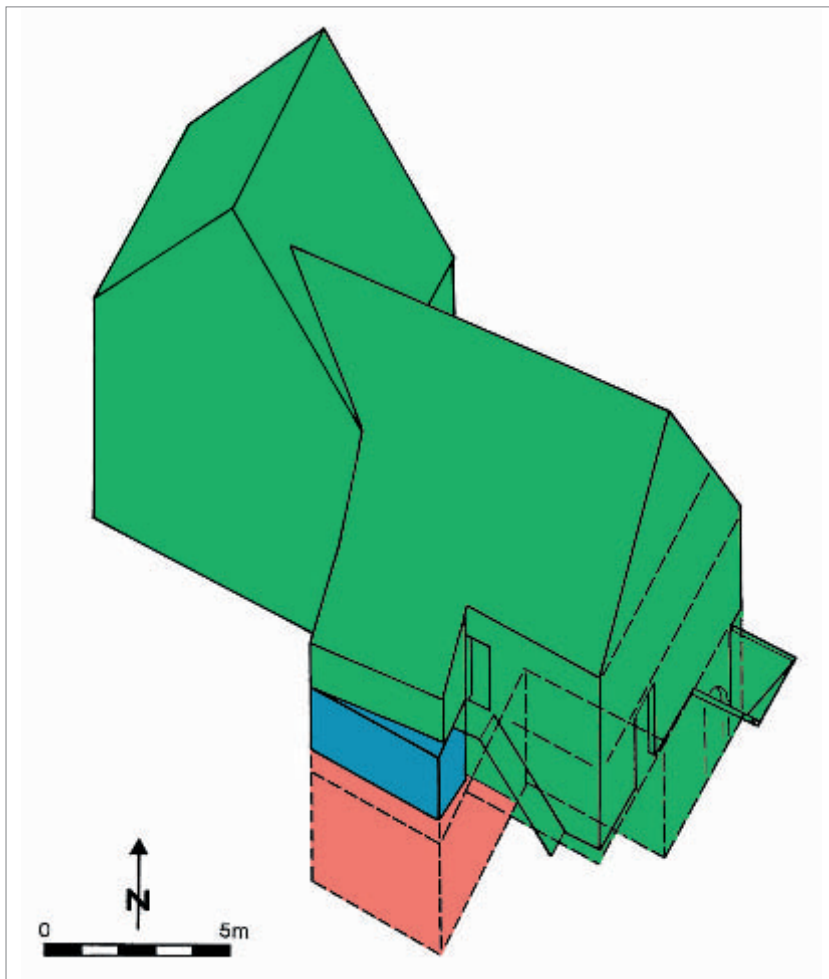


9 Isometrische Rekonstruktion des ersten Steinkellers und des Neubaus von 1432 (d).



10 Nach dem Erwerb durch die Stadt beginnt die Aufteilung der Großparzelle. Archäologisch und bauhistorisch erfasste Baustrukturen des 15. Jahrhunderts.

11 Isometrische Rekonstruktion des Baukörpers Martinskirchgässli



lich schadhafte Ziegel in dieser Weise entsorgt, komplette Stücke fehlen und wurden wohl wiederverwendet. Die Füllschichten wiesen eine deutliche Schrägschichtung auf, die eine Verfüllung vom nordwestlichen Hofraum her nahe legt. Der nunmehr ca. 9 m lange und 4,5 m breite Bau ragte im Nordosten etwa 3 m in den vorherigen Hofraum. Dieser Gebäudeteil wurde unterkellert, indem man den verbleibenden Keller, unter Beibehaltung des alten Zugangs, um diese 3 m ver-

längerte. Der Aushub wurde zur Abdeckung der Verfüllung des alten Kellerteils verwendet. Von dem eingeschossigen Haus hat sich im bestehenden Obergeschoss ein Teil der ursprünglichen Dachkonstruktion und die südöstliche Giebelwand erhalten. In der lehmverputzten Fachwerkwand zwischenwand zeichnet sich der ehemalige Südostgiebel ab, der noch zwei kleine Fensteröffnungen aufweist. Die Befunde erlauben eine Rekonstruktion als eingeschossiges, voll unterkellertes Firstständerhaus, wobei konstruktive Details offen bleiben müssen.

Möglicherweise wurde über dem verfüllten Keller bereits eine erste kleine Scheune erbaut. In das 15. Jahrhundert gehört ebenfalls die im Hofbereich angelegte Grube 4. Sie enthielt neben Keramikfragmenten und Knochen auch Bruchstücke von Hohlziegeln.

Die Bauentwicklung unseres Hauses spiegelt die Umstrukturierung der gesamten Parzelle wider (Abb. 10). Entlang des Martinskirchgässli wurde von der Großparzelle ein etwa 7,5 m breiter Streifen abgetrennt und bebaut. Dies war ohne weiteres möglich, weil unser Haus von Südosten, vom „Ostal“ her, erschlossen war. Im Bereich der heutigen Hofeinfahrt fand sich ein Katzenkopfpflaster aus unbearbeiteten Wacken, das in einer Planierschicht verlegt war. Es endet an der Parzellengrenze und gehörte zum Hofbereich des Anwesens Martinskirchgässli 6. Im Hofbereich dieses Hauses wurde eine rechteckige Grube mit einer Seitenlänge von 2,5 m freigelegt, die Keramikfragmente des 15. Jahrhunderts enthielt. Später wurde auf der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Parzellengrenze eine Mauer errichtet, deren Fundament das ältere Hopfpflaster überlagert. Zum Gebäude Martinskirchgässli 4 hin entstand, nachdem das Gelände um etwa 20 cm aufplaniert worden war, ein an die Parzellenmauer angelehnter Schuppen. Dessen Fundamentgraben zeichnet sich im Abstand von etwa 2,5 m im Profil ab.

Erweiterung von 1537/38 (d)

Der Firstständerbau von 1432 erhielt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Südosten einen Anbau, der teilunterkellert war (Abb. 11). Der bestehende Keller erhielt im Nordosten eine fast quadratische Erweiterung mit einer Seitenlänge von 4,3 x 4 m. Diese Baumaßnahme machte eine Verlegung des ehemaligen Kellereingangs notwendig. Der neue, gleich große Eingang befand sich wiederum an der Nordostecke des erweiterten Kellers. Möglicherweise wurde das alte, aus Basalt gearbeitete, rundbogige Gewände mit Buckelquadern wiederverwendet (Abb. 4).

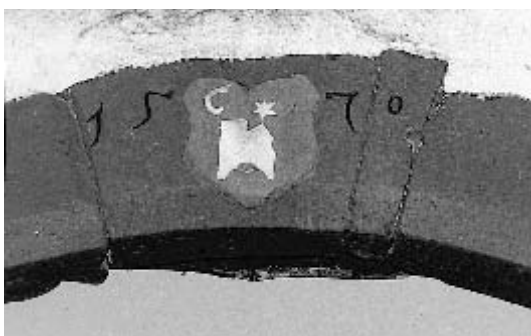
Das Kellergebälk der Erweiterung sowie ein schräg liegender Unterzug anstelle der abgetra-

genen Zwischenwand überliefern uns das Baujahr 1537/38 (d). Im Erdgeschoss gibt es keine weiteren datierten Hölzer, es liegt aber nahe, dass es ebenso wie die einseitige Aufstockung des Anbaues an der Südwestseite in diese Zeit gehört. Die Erschließung erfolgte wie bisher von Südosten her über den nicht unterkellerten Küchentrakt, von dem möglicherweise ein kleiner Flur abgetrennt war. Von hier gelangte man in die zum Hof orientierte, heute wieder hergestellte Stube mit einer Bohlenbalkendecke und die Kammer. Zentral im Haus lag die Herdstelle, die mit dem Kachelofen in der Stube gekoppelt war. Spätestens mit diesem Umbau entstand eine nördlich an das Wohnhaus angelehnte Scheune (Abb. 12). Am Gefüge der Holzkonstruktion des Ober- und Dachgeschosses des bestehenden



fahrt, Tenne und Stall. Das Ober- und Dachgeschoss bot Bergeräume für Heu, Stroh und andere Vorräte. Der Dachstuhl mit beidseitigem Krüppelwalm ist als stehender Stuhl abgezimmert. Die dort verbauten Hölzer datieren ebenfalls 1574/75 (d).

12 Die Teilung der Parzelle macht eine veränderte Erschließung notwendig. Archäologisch und bauhistorisch erfasste Baustrukturen des 16. Jahrhunderts.



13 Schlussstein mit der Jahreszahl 1570 über der Tordurchfahrt zum Gebäude Martinskirchgässli 4.

Deponierungen im Keller – Aberglaube des 17. Jahrhunderts?

Beim Fundamentaushub für einen Pfeiler wurden in der Südecke des Kellers, etwa 40 cm unter dem

14 Isometrische Rekonstruktion des Baukörpers Martinskirchgässli 4 nach dem Umbau von 1575.

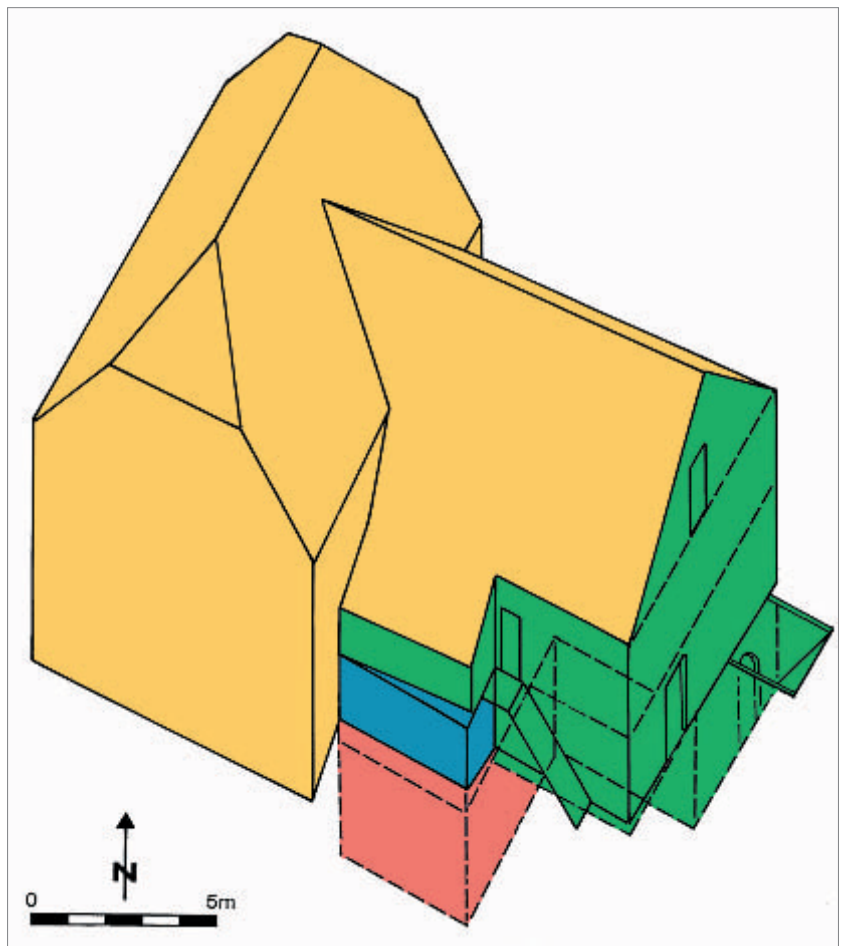
Baus zeigt sich, dass sie ursprünglich ca. 8 m lang und 5,4 m tief war, etwa halb so groß wie die bestehende Scheune. Die Scheune füllte den Raum zwischen dem neuen Wohnhaus und der nordwestlichen Parzellenmauer in voller Breite aus.

Umfassender Umbau im Jahre 1574/75 (d)

Die fortschreitende Parzellierung entlang der südlich gelegenen Straße „Im Ostal“ in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts machte eine nachhaltige Umstrukturierung der verkleinerten Parzelle Martinskirchgässli 4 notwendig (Abb. 13). Die Erschließung erfolgte nun zusätzlich von Nordosten her durch eine Tordurchfahrt vom Martinskirchgässli, deren Bogen durch eine Bauinschrift in das Jahr 1570 datiert ist (Abb. 13).

Der bestehende Bau wurde an der Nordostseite, zum Innenhof hin einseitig aufgestockt, damit war eine Veränderung des Dachstuhls notwendig (Abb. 14). Er ist in die Jahre 1574/75 (d) datiert und weist teilweise überblattete Verbindungen auf. Damit hat das Wohnhaus die heute vorhandene Struktur erhalten.

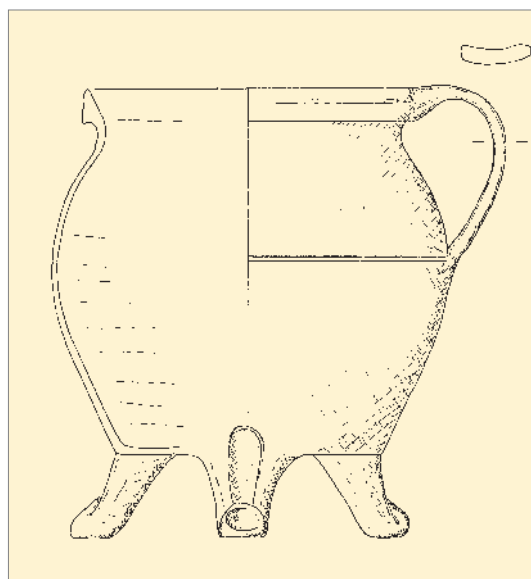
An der Nordwestseite des Wohnhauses wurde die giebelständige Scheune in der heute erhaltenen Form erweitert. Das massive Erdgeschoss der längs etwa mittig geteilten Scheune enthält Ein-



Kellerboden, mehrere zerscherbte Gefäße geborgen, die dort offensichtlich deponiert waren. Es handelt sich um Dreibeintöpfe mit Henkel aus gelber Irdenware mit grüner Innenglasur des Randes, die vermutlich mit Hohldeckeln verschlossen waren (Abb. 15). Aufgrund der Machart handelt es sich um lokale Produkte des 17. Jahrhunderts. Die charakteristische Deponierung in einer Kellerecke legt nahe, dass es sich dabei um so genannte Nachgeburtstöpfe handelt. In diesen Gefäßen, die sich von Gebrauchskeramik nicht unterscheiden, verbarg man aus Angst vor Hexen die Plazenta an Stellen, „wo weder Sonne noch Mond hinscheint“.

Umbauten im 19. Jahrhundert

Das ursprünglich von einer Familie bewohnte Haus wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts in zwei Wohneinheiten geteilt. Die Teilung ist erstmals 1833 anhand von Akten des Stadtarchivs Endingen am Kaiserstuhl zu belegen. In diesem Jahr erwarb Michael Fleig die halbe Behausung (gemeint war das Erdgeschoss). Der obere Stock wurde von der Familie des Michael Schwer bewohnt. Nicht nur diese Hausteilung, sondern auch die Siedlungsverdichtung im Umfeld machten eine erneute Umstrukturierung des Anwesens notwendig. Durch die Errichtung des ca. 1763 errichteten Neubaus „Im Ostal 6“ war eine Erschließung unseres Hauses von Südosten her nicht mehr möglich. Der neue Zugang erfolgte nun vom Martinskirchgässli über den Innenhof durch eine Tür in der Nordostwand, die in den Treppenflur – einen Teil der ehemaligen Kammer – führte. In dem so neu entstandenen Flur gab es nun den neuen Kellerzugang über eine durch eine Falltür verschließbare Holzterrasse. Ein abknickender Gang erschloss die Küche und eine rückwärtige Kammer. Durch diesen neuen Küchenzugang anstelle des alten Herdes musste dieser verlegt wer-



15 Nachgeburtstopf des 17. Jahrhunderts.

den, wobei der zentrale Hausschornstein weiter benutzt werden konnte. Von der ursprünglichen großen Stube wurde durch eine Trennwand eine Kammer abgetrennt, die in das Nachbargebäude hinein um 1 m erweitert wurde. Auf die Bohlenbalkendecke der ehemaligen Stube wurde zunächst eine Kalkschlammsschicht aufgetragen und später ein Spalierlattenverputz angebracht.

Bei diesem Umbau entstand der Zugang vom Hof in das Obergeschoss durch eine zweite Außentür. Die neue Wohnung im Obergeschoss besteht aus Stube, Kammer und Speicherraum. Im Treppenflur, von dem eine steile Treppe in den Speicher führt, ist die hier eingerichtete Küche mit dazugehörigem Schornstein deutlich als nachträglicher Einbau zu erkennen.

Zusammenfassung

Bei der Auswertung der zahlreichen beobachteten Befunde im Hausgefüge und im archäologischen Umfeld wirkte sich die parallele Bearbeitung des Archäologischen Stadtkatasters Endingen positiv aus. Durch diese, ebenfalls von der Stadt personell und finanziell unterstützte Erhebung, konnten die Befunde des Martinskirchgässli 4 in einem siedlungsgeschichtlichen Kontext betrachtet werden. An dem Anwesen ist exemplarisch die Siedlungsentwicklung der Stadt Endingen am Kaiserstuhl vom späten 7. Jahrhundert bis in die Gegenwart nachzuvollziehen. Gleichwohl bleiben viele Fragen offen: Wie war die merowingerzeitliche Siedlung strukturiert? Wann setzte die planmäßige städtische Bebauung ein? Weshalb wurde das imposante Steinhäus des 12./13. Jahrhunderts abgebrochen? Zeichnen sich hier Umstrukturierungen nach dem Verkauf des Kloster Einsiedeln gehörenden Güterkomplexes im frühen 14. Jahrhundert an die Stadt ab, was veränderte Nutzungsanforderungen durch Ackerbürger nach sich zog?

Diese Details sind aufgrund unserer Erhebungen noch nicht zu beantworten. Es bleibt aber zu hoffen, dass diese für die Stadtgeschichte Endingens wichtigen Fragen durch sachkundige Beobachtung und die Forschung an weiteren Objekten mit einer vergleichbaren Befundsituation geklärt werden können. Für das Martinskirchgässli 4 bleibt festzuhalten, dass durch eine kooperative Zusammenarbeit nicht nur ein ortsbildprägendes Geschichtszeugnis erhalten werden konnte, sondern auch ein wichtiges Stück der Stadtgeschichte erhellt wurde.

Die besondere Konstellation, die sich hier im Zusammenwirken von Gemeinde, Bauherr, Architekt und verschiedener Referate des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg herauskristallisierte, liegt im außerordentlich positiven Span-



16 Das Gebäude Endingen, Martinskirchgässli 4, nach Abschluss der Renovierung im Juni 2000.

nungsfeld, geprägt von großem Engagement der Mitwirkenden und der Kompromissfähigkeit aller Beteiligten. Ein glücklicher Umstand war die Beteiligung seitens der Stadt, die bereits in einem frühen Sondierungsgespräch mit der Bauherrschaft den Weg für eine denkmalgerechte Planung bereitete. Neue Einbauten wurden in bereits gestörten Bereichen installiert, wodurch die unversehrte historische Substanz erhalten wurde. Die originale Grundrissdisposition des ehemaligen Gehöfts ist trotz teilweiser Nutzungsänderung ablesbar, das Erscheinungsbild als Ensemble blieb bestehen.

Literatur:

Burghard Lohrum, Endingen, Martinskirchgässli 4. Dendrochronologische Datierung. Typoskript (Ettenheimmünster 1998).

Bertram Jenisch / Mechthild Michels. Endingen am

Kaiserstuhl. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 19 (Stuttgart 2002).

Bernhard Oeschger (Hrsg.), Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt (Endingen am Kaiserstuhl 1988).

Rolf Brinkmann
Freier Architekt
Am Rossläger 32
79353 Bahlingen

Dr. Bertram Jenisch
LDA · Dokumentation und Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Dipl. Ing. Susanna Schönecker
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau